

Erster August

Autor(en): **Eugen, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



O/Baumberger-Altstetten

Erster August

Des Erntemondes erste Nacht, Geburtsstund einst des Vaterlands;
 In einer Alpenhütte Heim, durchhellst von traurem Dämmerglanz,
 Sitz ich, vom Zufall hold bedacht, in froh-erhobner Landsleut' Mitte.
 Rechts mir ein Priester vom Tessin, ein Leutnant aus der Waadt der dritte.
 Mein Führer aus dem Rheingebirg, nah dessen Quell, braut kräft'gen Punsch,
 Und unsre Gläser klingen hell zu eines jeden frommem Wunsch:
 „Es leb des Welschlands Feuergeist, sein Witz und seine Lebensart!“
 Der Priester drauf: „Hoch Zwinglis Stadt, die Regsamkeit mit Tiefe paart!“
 Der Offizier: „Mein Trinkspruch gilt dem zähen Völklein der Romanen,
 Das einst dem stolzen Rom getroht, bis heut bewahrt die Art der Ahnen!“
 Mein Führer lächelt, hebt sein Glas: „Hoch unser aller Vaterland!“
 Ein Sprung vom Stuhl, ein tiefer Zug, ein kräft'ger Druck von Hand zu Hand.
 „Der Heimat Segen, Glück und Heil, der wir zu danken Sein und Wert,
 Zu der, so schön die ferne lockt, die Sehnsucht immer wiederkehrt,
 Die, wenn erschlaft wir, neu uns stählt wie Mutter Erde den Titanen!
 Ihr unsre Kraft! Ihr wahren wir den blut'gen Kampfpriest unsrer Ahnen,
 Erfechten neu wir was erprüft die Feuerprobe unsrer Tage;
 Ihr Ruhm und Wohl sei unser Glück und unsre Schande ihre Plage!“

In unserm Jubel haben wir kein Wort dem stummen Gast geschenkt,
 Der, Fremdling in Gesicht und Tracht, von unsrer Freude wie gekränkt
 In dumpfem Brüten, traumversenkt in einer dunkeln Ecke kauert.
 Abgründig Weh, verbissener Grimm in seinen trüben Augen lauert.
 Er hat des Jünglings schlanken Wuchs, das Antlitz aber eines Mannes,
 Der viel geduldet, den verzehrt der Alpdruck eines düstern Bannes.
 Wir treten vor die Hütte, scheu an ihm vorbei. Sein Auge brennt.
 „Wer ist der Fremde, Giacomo?“ „Es ist ein russischer Student.“

Sternhell die Nacht. Ein lauer Föhn. In blauem Dämmer, mondumsflossen
 Dehnt sich, im Wogengang erstarrt, ein Meer von Eis, weithingegossen.
 Von klaren Linien weich begrenzt, in dunkelvioioletten Massen
 Baut Firn an Firn sich, groß und still; matt flimmern gähe Felsterrassen
 Mit Wasserschleiern, geisterhaft; von Zackenfulmen blendend-rot
 Der Freudenfeuer flackerbrand ins stumme Schwarz des Himmels loht.
 Der Bäche Rauschen, hie und da ein windverwehtes Herdgeläut.
 Und nun vom duftumspinn'nen Tal — auch diese Menschen feiern heut —
 Ringt hell sich eines Glöckleins Ton, anschwellend nun und nun verschwebend,
 Mit seinem schlichten Weihgesang die Seelen feierlich erhebend.
 Der Priester murmelt tiefbewegt: „Gott segne dich, du schönes Land!“

Mög nie der Glocken reines Lied, mög nie der Höhenfeuer Brand
 Zu anderm laden als zum Fest!“ „Doch rufen sie uns einst zum Kampf,
 Erweisen wir im Pulverdampf, im Feuerregen der Kanonen,
 Daß Männer, die der Freiheit wert, in diesen schönen Bergen wohnen!“
 Begeistert ruft's der Offizier und reicht uns werbend seine Hand;
 Wir schlagen ein in stummem Schwur: In Glück und Kampf für's Vaterland!

Der fremde Gast ist uns gefolgt. Von wirrem Haar das Haupt umwallt,
 Das Antlitz leichenblaß im Mond, hebt sich dämonisch die Gestalt.
 Stier starrt er in die Nacht; mit eins ein Zittern durch die Glieder drängt,
 Und seine Hände ballen sich, als hätten Ketten sie zerprengt.
 Hellscherisch sein Auge flammt, als stürzte vor ihm eine Wand,
 Und von den Lippen flüsternd bricht's: „Auch du wirst frei, mein armes Land!“

Alfred Eugen Müller, Zürich.

Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthen, Zürich.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Grundbäcker und Therese fuhren durch den Mai, kamen auf die Höhe und sahen, wie über grünen Wiesenflecken ein Blütengewoge war von tausend und abertausend silbernen Becherlein. Dahinein hielten die Bienen ihren Rüssel gesteckt und zogen ihn aufsummend zurück und stoben davon, als das Automobil in ihre Nähe kam. Brummend stäubten sie auf aus dem schneeweißen Bluste. Das war anzuhören, als käme ein schallgedämpfter dunkler Orgelton von irgendwoher gezogen und zittere durch die Luft und mische sich unter das Blütengewoge herauf mit dem weißen Staube, der aus den Kelchlein sprang. Ueberall standen Bäume in Gruppen zusammen, von Blüten überschäumt, von milchweißen Kirschblüten und dunkelrotem Apfelblust, das noch halb in der Knospe saß. In der Luft war ein Geruch von Honig und Süßigkeit.

Sie hielten unterwegs an und stiegen zu Fuß hinauf auf das Kagenwiesli. Unter blühenden Bäumen wanderten sie langsam aufwärts, blieben oft verweilend stehen, wo ein schlanker Kirschbaum, reicher als seine Kameraden mit Blust beladen, kein Zweiglein mehr erkennen ließ unter dem Reichtum, den ihm der Mai aus dem nackten Holze gezaubert hatte. Therese riß sich ein Nestlein vom Apfelblust ab, steckte es sich mutwillig zwischen Ohr und Haaren fest und freute sich, wenn ihr seidenes Gewand raschelnd über den glatten Mattenboden strich. So kamen sie zu den Tannen und umschritten die Nadelbäume und sahen das Haus der Arnolds vor sich liegen im Sonnenschein. Tiefatmend hielt Grundbäcker im Wandern inne. Therese schmiegte sich an ihn, verschüchtert über den unerwarteten Anblick. Das erste Erstaunen ging vorüber. In Grundbäcker begann der krittelnde Geist sich zu regen. „Die Trutzburg sieht schwerfällig aus,“ sagte er. „Ich sehe nichts Besonderes daran. Das hätte mit meinem Fabrikat gefälliger gebaut werden können!“

„Es sieht wie ein Tempel oder ein Altar aus,“ sprach Therese.

„Zum Tempel fehlt der Turm,“ berichtigte Grundbäcker, „und einen Altar mit Dach und

Fenstern, darin Küchen-, Schlaf- und Wohnräume sind, habe ich nirgends angetroffen!“

„Es sieht aus wie ein heiliges Haus,“ beharrte Therese, „wie eins, darin man an Gott denken muß!“

Grundbäcker lachte. „Frauelli, etwas von deines Vaters Art klebt dir an! Wer weiß, mit was für Ueberraschungen mich deine Entwicklung noch ergötzt!“

Sie besahen sich das Haus von allen Seiten, dessen einziger Schmuck die Echtheit des Materials war, aus dem es bestand: Stein, wie er in den Felsen wuchs. Virginia kam ihnen entgegen. „Willkommen,“ sagte sie, „im Hause Wahrheit!“

Die beiden Freundinnen kamen nebeneinander zu stehen. Grundbäcker betrachtete und verglich sie miteinander. Er mußte sich darüber wundern, daß in derselben Stadt zwei so verschiedene Menschen gewachsen waren, deren Leben sich äußerlich lange Jahre fast gleich gestaltet hatte.

„Die Therese und die Virginia,“ sagte er sich, „sie sind Freundinnen und haben nichts Gemeinsames; sie sind miteinander zur Schule gelaufen und haben miteinander in den Jahren ihre Gedanken ausgetauscht, die zwischen der Schule und Theresens Hochzeit lagen.“ Sein Frauelli war reizend. Sie war für die Liebe geschaffen, für einen Mann, wie er einer war, der das Geld mit vollen Händen ausgeben konnte. Aus Virginia wurde er nicht klug. Die war ihm fremd. Da halfen ihm seine Kenntnisse der Frauenherzen nicht. Dieser kam er nicht auf den Grund.

„Ist meine Therese nicht schön?“ rief er und drehte sie ringelum, sodas Virginia Theresens kostbares Gewand von allen Seiten bewundern konnte.

Lachend riß sich Therese los, zog ihr Kleid hoch über die spitzenbesetzten Untergewänder zurück und hüpfte die Treppenstufen hinauf.

„Fräulein Arnold,“ sagte Grundbäcker zu Virginia, „Ihr Steinhaus imponiert mir nicht!“ Er räusperte sich und deutete mit der Hand zurück nach der Stadt, wo seine Willen eine Straße füllten und zierliche Landhäuser mit billigen Ornamenten, Balkönchen und Figuren, wie sie nach einer